

ALFRED WOLFENSTEIN / JÜDISCHES WESEN UND DICHTERTUM

(Aus einer größeren Arbeit)

Die Zeit der Übergänge verstärkt ihr Gewimmel auf allen Brücken. Tausend Dinge, Erfindungen, Entdeckungen, Unternehmungen und neue Meinungen strudeln täglich auf und bleiben liegen, alle beachtet und unverarbeitet. Vergeblich ist das sonderbare Bemühen, in diesen alle Ströme kreuzenden Mengen der Aufwühlung nach einer Einheit zu suchen. Die Reisenden nach Rußland mußten es auch in der Schwebe lassen.

Inmitten des hin und her stoßenden Gedränges ist der Jude am glücklichsten und am unglücklichsten daran. Das alte Ufer gehörte ihm nicht, selbst die Brücke noch nicht: aber die Bewegung darüberhin ist sein Schicksal und das Kommende winkt ihm so gut wie den andern, er wird es sich erkämpfen. Aber die Bewegung darüber hin ist sein Schicksal — und so macht man den Übergang zu einer Schuld des Juden.

Die Zukunft wird von dem allzu festen Halt am Vaterlande, das der Bürger nach der ersessenen Zeit, nicht nach den Maßen der Ewigkeit sich zurechnete, schnell forttreiben. Die Starre der Geschichte lockert sich, alles wird neu erkämpft werden müssen. Und mag es die Sendung des Juden bleiben, den Boden unter den Füßen nie so sicher wie die Anderen zu besitzen: die Schicksale werden einander ähnlicher werden.

Es ist wahr: In der Gegenwart trägt keiner die Zeichen des Übergangs so sichtbar wie der Jude. Krieg und Revolution, die geschwisterliche Katastrophe, hat all seine Problematik aufgewühlt. Vielleicht begann die Diaspora, wie nach der Zerstörung Jerusalems und dem Fall des Ghettos, von neuem jetzt. Sie ist freilich diesmal eine allgemeinemenschliche, eine verbundene Zerstreuung. Doch ich glaube, der Jude ist zu ihr (die nicht besser und nicht einmal leidvoller sein muß als die Verwurzelung) für immer berufen.

Der Jude ist männlich im Geist: Seine alte Religion hatte, zum Unterschied wohl von allen anderen, nie eine weibliche Gottheit. Weiblich ist die Seßhaftigkeit: er ist männlich ruhelos, vom Geiste aus: der Nomade ganz im Gegenteil vom Körper aus. Vornehme Ruhelosigkeit könnte man, ohne Überhebung, sein eigentliches Wesen nennen. Daran ändern die Entarteten nichts. Auch die falschen Prediger des Aristokratismus werden es nicht widerlegen, wenn sie, gleich Blüher, in Sorge über die eigne Vornehmheit, den Juden minderrassig nennen; nach der Bibel auch die Gestalt Jesu selbst ins Neudeutsche übertragen; und ihn, damit er bestimmt kein Jude sei, zum Übermenschen machen. Der von diesen Zeitgenossen geborene Jesus: was kann er freilich anderes sein als der Sohn von Ariern? — Aber die Wahrheit war vor ihnen da.

Das Schicksal der Unruhe wird auch unter den Juden meistens nicht erkannt oder nicht anerkannt. Vom schwächlichsten Assimilanten bis zum mutigsten Zionisten wünschen sie sich: Boden.

Ich spreche hier vom spirituell schwebenden Wesen des Juden und seinem neuen Dichtertum.

I

Der Dichter ist der unter die Völker Verstreute; aus tieferem Grunde kommend und in höherem Sinne ortlos; der Verbannte. Er ist, heute zumal, der ungewiß Wohnende unter Fremden, — denen er sich doch glühend zugehörig fühlt. Sie übertragen sein Werk in ihr Leben, in ihren Glauben. Aber ihn selbst und seinesgleichen sehen sie mit anderen Augen an und täglich wird die Mauer seines Zion neu zerstört. Besitz von seinem Lande ergreift der Bürger, eine dem Dichter ferne Einrichtung: der fremde Staat. Ihm selbst, von dessen Seele die Dichtung ausgeht, begegnen sie in Wirklichkeit mit Feindschaft und Furcht, wie einem Besessenen. Sie sträuben sich, die wohlvertrauten Schöpfungen, deren Wesen sie überall in ihre Kultur eingefügt finden, Personen von so dunkler Haltung wie den Dichtern zuzuschreiben. Sind sie tot und ruhig überblickbar, so errichtet man ein heiliges Grab und pilgert, als liege ein Bürger darin. Auf des Dichters lebende Rasse überträgt sich die Verehrung nicht. Ihr Werk wird angenommen, ihr Dasein unterdrückt und abgewiesen; wie der Großinquisitor bei Dostojewski, der Verwalter des Werkes Jesu, ihn selbst erschrocken und tyrannisch fortstößt.

Ähnlich ergeht es dem Juden. Doch der Dichter empfindet den Unterschied zwischen der Wirkung seines Werkes und seines Lebens trotz allem als ein wesenhaft mit der Kunst verbundenes Geschick. Wie aber soll der Jude, wenn er nicht Dichter ist, ganz allgemein ein so dichterisches Schicksal ertragen? Wie soll jeder einzelne dieser Spannung gewachsen sein? Denn es bedeutet eine Selbstlosigkeit von unmenschlicher Art, nur auf den abstrakten Wert der geduldeten Leistung gestellt zu sein. (Gleicht seine Lage nicht auch der des deutschen Arbeiters im wilhelminischen Beamtenstaat?) Er schafft sich nicht, wie jeder Tätige sonst, mit dem Werk auch die lebendige Atmosphäre. Statt daß sein Erfolg zugleich seine Ehrung, seine Magie verkörperte Macht, seine Hilfe Liebe zu ihm, der Anklang seines Schaffens sein Vaterland wird: bleibt seine Person übersehen, als verhexe ihn Hoffmanns Klein Zaches. Er ist kein König, dessen Purpur mit dem Glanz seines Landes wächst. Seine Wirksamkeit wird ihm fortgekauft wie dem Maler das Bild.

Das nimmt ihm die unmittelbare Allgemeinheit der Wirkung. Ein Volkswesen kann sich entweder so ausdrücken, daß wenige Hohe es ganz erfüllen und die übrigen sich von ihnen führen lassen. Oder so, daß alle in ihrer Gesamtheit es darstellen und sich nur in der Ausführung vertreten lassen. Der Jude aber, jeder einzelne, will das Ganze für sich sein und ausführen, jeder ist auf das äußerste gespannt.

Man glaube nicht, daß ich hierin einen Vorzug sehe: Es ist eine Not und eine Sendung. (In Selbstüberhebung verfallen jetzt manche Juden; und unterscheiden sich nicht von anderen Chauvinisten, die auf eine Knechtschaft

oder Niederlage zurückblicken.) Alle großen Gruppen innerhalb der Menschheit haben Anspruch auf Unvergleichbarkeit, wie geniale Kunstwerke. Ob es sich freilich um eine große Menschenart handelt, erkennen wir, wie bei einem Drama Shakespeares, so wenig an den geringeren wie selbst nicht an den hervorragendsten Figuren: Die Geschlossenheit, die innen durchgeführte Bezogenheit alles Einzelnen auf eine Bedeutung, das ist maßgebend.

Ist der Jude aber ein Dichter, so sieht er sein Schicksal doppelt erfüllt. Das wird ihn begeisternd bestätigen — oder verwirren und aufheben.

Denn aus jener Vergleichbarkeit des jüdischen mit dem dichterischen Schicksal ist nicht etwa zu folgern, als stelle der Jude geradezu den Dichter dar. Vielmehr, dies gefährdet ihn. Durch die Nähe seiner Wirklichkeit zu seinem Dichtertum kann beides unsicher werden, sich begrenzen, ineinander übergeh'n; dann greift das eine zu den Mitteln der anderen, notwendige Grenzen fallen, und nicht zugunsten der Unendlichkeit.

Dies Problem der Übergänge zwischen seiner Lebendigkeit und seinem Schaffen wird hierin mancherlei Zusammenhang erscheinen.

*

In welcher Wirklichkeit steht der Jude? Aus der langen Abgeschlossenheit trat er hinaus auf eine Erde, die inzwischen ohne ihn umfahren und entdeckt ist. Die Erde Europa, auf tausend Erfindungen und den einen ostwestlichen Glauben stolz, die Welt der Kirche und der Feuerwaffe. Er erwacht im überwältigenden Gebirge von Taten und Werken der anderen (das doch von vielen seiner eigenen Ströme durchflossen wird). Die Wirklichkeit war vor der Zerstörung des Ostens unerforscht doch ahnungsreich gewesen: Nun rollt sie mit abgerundeter Wissenschaft dem endlich vor die Tür Gelangten selbstsicher entgegen. Er hat seine Unfreiheit getragen, bis die Zeit sie nicht mehr ertrug. Jetzt muß er sich das Geschenk der ganzen Zivilisation machen lassen.

Vor solchem Stand der Schöpfung, an der er nur mit seltsam verborgenen Werken mitgeschaffen hat, erfaßt ihn zugleich Befangenheit und Überschwang. Diese geteilte Haltung konnte ein einziges Jahrhundert noch nicht umwandeln. Befangenheit: Denn die neue Gesellschaft der Menschen grüßte ihn fremd, und der Jude löst eine Verlegenheit der Seele nicht schnell durch zuhauende Tat auf. Ihm fehlt in der Regel das Abenteuerertum, das die Schultern schüttelnd mit der vorliegenden Gegenwart anfängt: Sondern am liebsten immer bis an den Beginn der Welt möchte er zurückgreifen. Die leibhaftige Unbekümmertheit des Condottiere kann eine Niederlage sehr einfach durch einen Sieg auslöschen. Der Jude aber will auch sein altes Schicksal nicht lassen, es segnete ihn denn.

Während Befangenheit in seiner nicht von ihm geschaffenen Lage ihn unfrei macht, reißt die entgegengesetzte Empfindung ihn hin: Freiheitsglück. Nachdem die Menschheit als eine unnahbare Masse, ein Wall von Rücken vor ihm gelegen hatte; und nachdem er die Freiheit (von vornherein), sich

auf der Welt unter Menschen — oder auch allein zu fühlen, so lange nicht gekannt hatte: zeigt sich nun ein Überschwang, losgelöster als jeder andere. In die Marschlieder der Revolution fällt er ein, mit anderem Takt, wie von einem irdischen Jenseits her. Als sein Beitrag: Unbedingtheit, auch in den sozialen Forderungen, Unbedingtheit für alle Zukunft, hebt sich hier deutlich von aller national oder zeitlich begrenzten Schwärmerei für Brüderlichkeit ab. Ein Hochwasserstrom kommt ein Jahrhundert lang angeschossen mit schnellsten Gedanken von Freiheit an sich, von absoluter Gemeinschaft, von gesicherter Menschlichkeit. Er tritt mit seiner Flut neuer Lebensauffassung und Lebenslust über die Ufer, alles gleichmäßig zu bedecken. Der sich bisher hart von der organisch aufsteigenden Menschheit unterscheiden mußte, scheint nun den Unterschied überhaupt aus der Welt zu schaffen, wie um alles miteinander zu vereinen. Ob sein Anteil an den utopistischen Bewegungen groß oder klein ist, die Sehnsucht nach dem Restlosen, sein altes Motiv, steckt immer ganz darin.

Es mußte wohl Furcht erregen, als plötzlich eine solche Stimme hörbar wurde, in der eine Menschenart noch ohne letzte Entfaltung sich verriet, ohne Harmonisierung durch offene Arbeit und Ruhe, in langen Geschlechtern ohne Kindheit. Die Wirklichkeit sträubte sich gegen seinen Überschwang noch stärker als gegen jeden gewöhnlichen Neuerungstrieb. Und einen unwirklicheren Ausweg, einen Weg darüber hinweg durch religiöse Erhebung suchte auch er in dieser vor Tatenlust vergehenden Zeit kaum. Seine unverbrauchte Lebendigkeit fühlte sich von allen frischen Aussichten mitgelockt und lief mit den beiden neuen Jahrhunderten von den jenseitigen Dingen fort.

Aber inmitten der Befremdung und Abweisung, die ihm die Erde zeigt, und seiner eigenen Entfernung vom Himmel — sieht er sich seltsam nahe anderen Sternen gerückt: den Menschenwelten der Kunst. Sie hat zuerst neben der Philologie, und mehr als Religion und Politik, den Juden wieder zum wahrsten Ausdruck seines Wesens geführt.

Jene Frage nach dem Verhältnis seiner Kunst zu seinem Leben beantwortet sich nicht aus irgendeiner Kausalität. Wenn dies Künstlertum zu einem wesentlichen Teil der Not seiner Wirklichkeit entspränge — als eine bloße Tugend —: Die Kunst würde es nicht ertragen, eine Zuflucht zu sein. In sie wird der Mensch genau so notwendig geboren wie in die wirkliche Welt. Retterin aus dem Leiden kann sie nur werden, wenn es in ihre Gestalt übergeht. Der Dichter bewahrt sich vor dem Untergang, indem er die Leiden Werthers gestaltet. Gegensatz dazu ist die ruhelose Kühnheit, sogar die Form dem Leiden zu öffnen. Darauf wartet das Chaos. Seine Wirbel ergriffen unsre Generation vor zehn Jahren, und viel vom jüdischen Wesen trieb darin mit. Verzweifelte Begeisterung! wie immer wenn eine wilde Wahrheit nicht mehr bloß die Seele beunruhigt, sondern rings Urwälder schafft, formumwälzende Anfänge. Vor der ehrlich anhebenden Chaotik sollten erstarrte Zeit und

veraltete Vergangenheit weichen. Unter allen Ausschweifungen lag da die wahrhafte Kraft der Wiedergeburt.

*

Gleichzeitig ist eine andere Bewegung aufgetreten, die noch vor dem vollen Austrag Klarheit und Tätigkeit hinein zu bringen gedachte. Mitten in in der Auflösung sollte der große Widerspruch zwischen Geist und Wirklichkeit gelöst werden; durch Wirksamkeit. Aber der Aktivismus ist nur eine Zwischenstufe in der Bewältigung dieses Problems, zwischen Dichtung und Tat. Er erscheint trotz des aufrichtigen Schwungs seiner Begründer als eine jüdische Halbheit. Als ein Erfolg jener Gefahren, von denen ich sprach. Er warnt zumal die Dichtung vor falschen Wegen, auf die wir schon manchen Fuß setzten.

Den Aktivismus sehen wir unter allen Übergängen noch einen besonderen zwischen Führertum und Künstlertum veranstalten. Da der Drang oder der Wille nicht genügen (oder zu weit gehen), um die Welt zu ändern, nähern sie ihre Wirkungsformen und Gebiete einander. In der Dichtung hat zwar der Wille sehr wenig zu suchen, so wenig wie die Dichtung im Willen. Aber das Wort ist gegen Energie hilflos wie ein Kind. Wenn die Umstände der Zeit und die eignen Möglichkeiten nicht gestatten, die Führergestalt anzunehmen, nimmt das ungewisse Führertum die Gestalt des Künstlers an, und umgekehrt.

Kunst aber ist nicht Führung sondern die höchste Art der Verführung. Überall, wo eine ungeformte Unbemittelbarkeit vorherrscht; wo das Verführerische, sonst die freieste, leichteste Regung, mit einem ernsthaften lebenssüchtigen Widerstand kämpft; wo das Gewissen zu wach scheint, um in Kunst aufzugehen, da es die Wirklichkeit nicht vergißt, die es noch zu wenig besitzt —: da verbindet sich das sittliche Verlangen schwerer mit dem Zauber der Form. Da wirft die Sprache der Verführung beneidende Blicke nach der machtvolleren Rede des Führers.

Aber ganz verschiedene Mittel sind in die Hände des Führers und des Künstlers gelegt. Notwendige Grenzen werden verwischt, wenn Aktivität überwiegend mit der Sprache betrieben wird. Der Aktivist, der ankündigt: ich will das Wort vielmehr aus jeder Ohnmacht oder nur innerlichen Macht heraus holen, ihm Hand und Fuß und Waffen geben, ich will „nicht über Ereignisse Worte sondern durch Worte Ereignisse machen“: erreicht dann weder das eine noch das andere.

Er, der sich so klar erscheint, trägt von vornherein diesen Widerspruch mit sich herum: Er kann die Sprache nicht wesentlich lieben und ist doch wesentlich auf sie gestellt. Sein Element ist der unmittelbare Aufruf, die schriftliche und mündliche Handlung, die dichterische Form muß ihm als überflüssiger Umweg erscheinen: und er verbrennt doch die Brücke zum Dichtertum ungerne. Er zwingt das Wort, auf die Zwecke des Lebens hinzuhören: und will doch nicht allein mit der Zweckbedeutung sondern eben-

so mit der andern Seite des Wortes, mit seinen Klang- und Künsteigenschaften wirken.

Wie kann auf diese Weise irgendeine der reinen Wirkungsmöglichkeiten der Sprache erfüllt werden? Wenn die Sprache nicht bloßer Sporn vor der Tat und Schlacht oder persönliches Bekenntnis ist: kann sie als sachliche, nur inhaltbetonende Vermittlerin unterrichtender Ergebnisse auftreten; oder als Ausdrucksmittel des Dichters. Im ersten Falle stellt sie sich als Nebensache hinter den regelrechten Zweck der Mitteilung zurück. Im zweiten Falle hebt sie sich als selbstbetonte, untrennbar mit dem Sinn verbundene Form hervor. Aber ein Aktivist, wie Kurt Hiller, gibt in seiner vollendeten Technik, die doch keine ergreifende Kunstform ist, durchdachte Ergebnisse, die doch nicht um ihrer selbst willen bestehen. Wen Dichtung erheben würde, den nagelt hier eine strenge Absichtlichkeit fest; und wer nach Inhalten der Politik fragt, wird sich wieder durch die Ueppigkeit des Formalen von seinen Erwartungen abgelenkt fühlen. Die charaktervolle Gestalt Hillers, des guten Kameraden von einst, der den einmal gedachten Weg abschreitet, hat das Temperament und die Offenheit des guten Kampfes gesteigert: Aber seine Person ergreift stärker als die Sache; auf die es ihm mehr ankommt.

Der Aktivismus wird einer ganzen Politik, der das Wort vom Zwecke kommt, und einer ganzen Dichtung, deren Substanz es ist, wieder weichen müssen. Die Dichter in seinem Gefolge, die ihrem Werke ein „Ziel“ setzen, und die Politiker, die ein dichterisches Paradies in tätige Worte bringen, werden sich wie die Schildbürger in ihren eigenen Beinen bald nicht mehr auskennen. Sie erscheinen sich selbst allerdings nicht bürgerlich; sondern halten die Lehre vom Ziel für eine sehr scharfe Lehre, etwa für eine nördlichere Art von Futurismus. Scharf (renegatenhaft) behandelten beide jedenfalls die Kunst.

Wenn der Aktivismus ein Ziel hat, die Kunst ist schneller am eigenen. Jenes Ziel verharret in der Zukunft, — die Kunst besteht in ihrer Gegenwart. Sie bedeutet bereits die Erfüllung, das Paradies (dem man nicht wortwörtlich zumarschieren kann). Wer es vor allem anderen nur auf den richtigen Weg dorthin abgesehen hat, wird freilich die Dichter und die Verfeiler von Zielen und die richtigen Wege der Irrtümer sehr gering achten. Die Ziel-Scheiben stehen oft so sichtbar da, daß nur die Banalität den Vogel abschießen kann. Es ist im übrigen bewerkenswert, daß dem Aktivismus auch zur Banalität die volle Entschiedenheit fehlt, die hier wieder ins ganze Gegenteil umschlagen würde: in die Phantastik der Phantasielosigkeit: Das ist der Dadaismus. Aber an ihm ist das jüdische Wesen nicht sehr beteiligt.

*

Jenseits der Vermengung von Wort und Tat steht die Dichtung — und jenseits auch die Ueberwindung des Wortes. Wir haben das Beispiel Gustav Landauers erlebt, der am Ende über die Sprache seines Werkes hinaus ging, in die Wirklichkeit: der Tat, der Opfertat.

Sein Auftreten schien, bis es abschloss, wirkungslos zu bleiben. Nicht nur deshalb, weil er sich schon bald dem Verlauf der Revolution entfremdet fühlte. Steigen hier nicht wieder die allgemeineren Beziehungen auf, mit geheimnisvollerem Anschein: als sei der Jude noch kein Täter sondern müsse, sofern er als schöpferischer Mensch komme, Künstler sein — oder jener Künstler unter den Tätern: Märtyrer, das Leben formen oder es sterben?

Der Tod des Märtyrers macht sein Leben erst ganz sichtbar. Sein Tod ist sein Dasein. Der Märtyrer ist der leidende Führer. Der Jude als tätiger Führer aber — mythisches Versagen: Moses erblickte das Land, doch er hat auf seinen menschlichen Willen einmal mehr als auf den göttlichen gehört und muß auf dem Gipfel sterben. Marx sieht seinen Staat vor Augen, aber er hat in der sozialen Lehre das Göttliche vergessen, die Verwirklichung rückt in die ferne Zukunft, einer anderen Verwirklichung. Erst Josua leitet aus der Wüste, durch das Martyrium ins Paradies.

Der Jude, der innig am Leben hängt, gewinnt sich im Opfertode das größte Volk der Erde, die Menschheit. Als Gustav Landauer in jenem seltsamen Frühling zu München (den noch immer niemand kennt, der ihm nicht beiwohnte) in seiner lebendigen Gestalt unter die Menge trat, blieb er ihr noch fern. Und dies war keineswegs nur die notwendige Ferne des Führers, der über die Seinen hinaus, doch aus ihnen hervor ragt; noch weniger der gewollte Abstand eines über sie Erhabenen: Sondern es war die tatsächliche Ferne des Volkes von ihm. Ein Kind stand da, geisterhaft umgeben von den Umrissen eines Meisters — ein Seher der Utopie, doch nur ein Sehnsüchtiger nach Verwirklichung. Sein Versammlungsraum glich einem gespenstisch auf und absteigenden Meer, darin das Volk bald hilflos unter seinen hochschwebenden Geist hinabsank, bald überlegen an eigner Wirklichkeit die verlorene große Gestalt überwogte.

Dann drängte der sichtbare und unsichtbare Lauf der Dinge diese wundervolle Erscheinung in den Untergang, als sei es der einzige ebenbürtige Aufgang. Das Schweigen des Todes vereinte in sich Wort und Tat. Lautlos wurde er der verständliche selbstverständliche Führer, aus der Unschuld seines Todes.

Es ist die spirituelle Sendung des Juden, deren Schritt über diesen letzten Rand führt.

Die Mörder im Gefängnishof krönten seinen Sinn. Er starb als ein „Dichter im Lebendigen“.

*

Vom geschriebenen Wort und Aufruf unbefriedigt zu sein, das Leben selbst gestalten zu wollen: ist etwas Ganzes: und ebenso die reine Beschränkung auf das gestaltete Wort. Der Dichter ist freilich ein glücklicherer Märtyrer.

Auch er wird am Worte, an der Möglichkeit des Ausdrucks verzweifeln können. Die neue Dichtung kennt diese Unzufriedenheit mit dem

Worte. Aber sie ist von anderer Art als die des Aktivisten. Sie wird sich nicht zur Tathalbheit abdrängen lassen, sondern als Leid und Ahnung wieder nur Gedicht werden.

Dichtung ist Schöpfung des Menschen. Für den Menschen bestimmt. Das ist ihr Zeichen. Sie entsteht auch aus Einsamkeit, doch nie aus Wüste. Weltabgewandtheit muß sich im künstlerischem Impuls in sein Gegenteil verwandeln. Und der Menschenhaß enthält — alle seine Schalen abgetan — zuletzt doch: ein Sprechen zu den Menschen. Notwendig und untrennbar wirkt am dunklen Ursprung des Gedichts die absichtslose Erleuchtung mit: daß andere auf der Erde sind, die es empfangen; in einem anderen, dennoch verwandten Sinne wie der Dichter es empfängt. An ihm wirkt seltsam verbunden der Mensch, nicht nur der Dichtende mit. Die Kunst ist wie eine Erklärung für die Vielfalt des Lebens, für die Zeugung, für die Liebe. Der von Liebe Unabhängige wird kein Dichter sein, ein unmittelbarer Diener Gottes — oder seines Ichs. Denn die Kunst ist verschieden von der Erde der Zwecke — aber auch vom unsichtbaren Himmel so verschieden, daß sie sogar das Aussehen einer Gegengöttlichkeit annehmen kann. Das Genie des Künstlers unterscheidet sich von der ganz diesseitigen Größe eines Staatsmanns ebenso sehr wie von der überirdischen Erscheinung des Religionsstifters. Zwischen beiden — das Zwischenreich der Kunst wird von seltsamen Engeln durchflogen, Boten ihrer eignen Sendung, beflügelt von sich. Ob der Genius als Satan oder Michael abgründig oder sonnenhaft wirken wird, scheint nicht vom Gut oder Böse abzuhängen, sondern von seiner Kunst. Er kann mit höllischen Flammen erquicken.

Auch von dieser Seite zeigt sich die Nähe des dichterischen zum Wesen des Juden. Auf das Menschliche bezogen — dadurch gespannt — überspannt von der weitesten Allgemeinheit seiner Zuneigungen bis zur übermäßigen Trauer wegen irgendeines Ausschlusses. Er erträgt schwerer die Feindschaft, auch seine eigene gegen die anderen. Darum war das Ghetto ein besonders teuflisches Geschick, doch auch kein Zufall inmitten verhaltener Völker. Und es mußte ihn diese Bezogenheit auf den Menschen dann zu dicht in den Bereich einer gegengöttlichen Zeit und Kunst bringen. Denn wenn Dichtung menschliche Schöpfung ist, liegt hierin ebenso die Möglichkeit, sich Gott nahe zu fühlen, wie die Versuchung: sich an seiner Stelle zu glauben. Indem der Dichter seine menschlich gestaltete Welt freudig, unabhängig, anklagend über die wirkliche emporhebt, erfährt er doch in dieser Vergleichbarkeit mit der göttlichen Kraft demütig auch sein Geschöpftum. So könnte es sein, — die Frömmigkeit alter und mittelalterlicher Dichter, die Bescheidenheit des erhabenen Dante gewinnt ihre gefugte Musik in solchen übereinander steigenden Offenbarungen des eignen und des himmlischen Innern. Doch im letzten Jahrhundert, in der Zeit, die immer mehr bloße Zeit wurde, bis ihr nur noch übrig blieb, das zwanzigste als große Zeit einzuleiten: hier entfaltete sich nur die Einseitigkeit, das immer besser sich

bewaffnende Wissen rechnete energisch alle Kräfte sich selbst zu. Solche Entwicklung zum enzyklopädischen Menschen raubte auch dem Künstler die frommeren Kräfte. Selbstgöttlichkeit, auf deren anderer Seite nichts steht, ist in Wahrheit auch auf dieser Seite — Leere. Das Gesetz der kommunizierenden Röhren gilt auch für den Glauben.

Mit dieser Epoche des Diesseits traf die Befreiung des Juden zusammen. Wie alle hat er dann scheinbar alles aufgegeben; und zu vieles gefördert. Er ging begeistert mit der Romantik, die jüdische Frau verband sich ihren Führern. Doch bezeichnend ist: in seinen Gedichten erscheint die Seite der romantischen Verzweiflung, die trübere Seite der Ironie deutlicher und wahrer als der Aufschwung und das sich selbst genügende Künstlertum des Romantikers. Dies spricht wieder für zweierlei: für seine Treue zum Menschlichen, sein dem Ethos ergebenes Kämpfertum; — und für seinen Mangel an nahem mythischem Gehalt. Er mußte weiter als auf das Mittelalter zurücksehen.

Der Mythos ist es, der auf begründete und erhebende Weise mit den Menschen verbindet; da er mit dem Göttlichen verbunden ist. Er bedeutet das unter den Menschen in sinnlicher Gestalt wandelnde Unsichtbare. Er führt die Kunst hinüber zum allgemeinen Stand der Seelen, und ist die Voraussetzung für ihre durchdringende (durchdrungene) Selbstverständlichkeit in der empfangenden Welt — und für ihre Heiterkeit. Die mythoslose Beziehung zum Menschen nimmt der Seele und der Kunst das leuchtende Blau des Himmels. Wo die Sinnlichkeit Gottes fehlt, kommt die Schwermut.

Sie durchzieht noch immer die Dichtung des Juden. Die Hymne der Menschennähe und Menschenliebe enthält heimlich die Klage des Gottlosen.

Die Schwermut aber ist das tiefste Übel, nach dem unheimlichen, von Martin Buber vermittelten chassidischen Wort: Was der böse Geist im Sinn hat, wenn er die Lüste im Menschen weckt, ist nicht, ihn in die Sünde sondern ihn durch die Sünde in die Schwermut fallen zu lassen.

Mögen die entgotteten Jahrhunderte schwer über unserm Sein liegen, und sei die Kunst ein besonders gefährlicher, jedem Angriff und Abfall ausgesetzter Bezirk —: Die mächtigere Wahrheit ist, daß sich dennoch aus ihr die Flügel über jeden Mangel und Einwand hinweg erheben. Man kann freilich zur Kunst wie zur Liebe niemand zwingen; und das Kunstkastraten-tum der Zeitgenossen, auch der dazu gehörigen Kritiker, ist mit Recht ebenso bereit, auf die Kunst zu verzichten wie der Eunuch auf die Umarmung. Nur wer die Schwäche und Stärke der Kunst an sich (als menschlicher Äußerung) mit der Liebe betrachtet, die ohne sie nicht leben kann: wird nun auch für die Problematik, von der ich bisher sprach, die richtige Anwendung finden.

Der Jude fühlt, wenn er zum Künstlertum berufen ist, darin zugleich etwas wie eine Heimat. Er zeigt sein Gesicht hier am unbefangenen,

und so erkennt man mit seiner Kunst zugleich sehr gut ihn selbst.*) Unter den Künsten am besten in der Dichtung. Unter den Dichtungsarten in der lyrischen. Denn sie ist die durchsichtigste, das Schaffen der Nacktheit. Und ihre von innen formende Weise entspricht seiner Anlage. Für deren Entfaltung ist sie ein Beispiel.

II

Es ist Frühling im Abendlande. Die Dichtung mit zwei Gesichtern singt Untergang und Aufgang — der Erde und der Sonne —.

Wie zum Sinnbild einer späten Vereinigung begegnen sich im neuen Gedicht jüdisches Wesen und deutsche Sprache.

Unter den westeuropäischen Sprachen scheint sich die deutsche anders als die übrigen zum jüdischen Wesen zu verhalten: In ihr bewahrt es sich selbst, es bleibt lebendig, in die romanischen Sprachen eher spurlos aufgelöst. Hier bewegt es sich souverän, ihr verbunden wie ein Schwimmer seinem Element. So geschieht es nicht deshalb, weil die deutsche Sprache nachgiebiger und freier ist und über die feststehenden Dinge weicher hinwegströmt. Wir sehen, an allen Unterschieden vorbei, in eine seltsame Verwandtschaft.

Manchmal, wenn Gegensatz und Liebe zwischen ihnen hervortritt, erscheint der Jude wie ein Doppelgänger des Deutschen.

Ausdruck der deutschen Unruhe, eines Wesens der Bewegung, ist diese Sprache. Ihre Ruhe ist nur vordergründig. Keiner, außer dem Juden, lebt so vielfältig verstreut in allen Völkern und Erdteilen wie der Deutsche. Er hat zwar eine Heimat, aber vom Uebermaß an rings offenen Grenzen ist sein Reich, von drängenden Nachbarschaften wie aufgehoben. Das deutsche Schicksal, sagt Fichte, hat keine eigne Geschichte mehr. Sein geographisches Schicksal hält ihn in der Schweben. Das ist Gefahr und Vorzug, viele Blicke der Geister sehen erwartungsvoll auf ihn, die Straßen Europas laufen seiner Mitte zu: Er fühlt bald überheblich bald demütig die Aufgabe, sie wie Ströme wieder auszusenden. Ungleichmässigkeit wohnt in seinem Lande und Geist. Der innere Wettstreit, die arbeitsame Seite der Unruhe, scheidet sein Volk wie einen Wald in Stämme, — die umso brausender nach Stürmen verlangen müssen, sich über Partei und Meinung hinweg ineinander zu neigen. „Was wir sind, ist nichts, was wir suchen ist alles.“

Die deutsche Ruhelosigkeit des Idealismus erscheint wie eine Schwester der jüdischen ruhelosen Sucht nach Unbedingtheit. Die Wege zur Idee liegen nicht weit von denen, die zur Einheit führen, beide über der Wirklichkeit. Aber die Schritte unermüdlich —. (Es gibt, wie den ewigen

*) Darauf kommt es mir hier besonders an. Sonst könnte mit Recht gefragt werden, warum ich diese Gedichte jüdischer Dichter von den anderen trenne. Da innerhalb unserer Generation doch Verwandtschaften von ganz anderer und allgemeinerer Art herrschen. Ich will hier aber vom dichterischen Ausdruck des jüdischen Wesens sprechen.

Juden auch den ewigen Deutschen, als den vor der eignen Rastlosigkeit, vor der eignen Wandlung Flihenden.)

Ihre inneren oder äußeren Schicksale werfen sich zwischen Gipfel und Abgrund hin und her. Während der Jude seine Geschichte allzusehr „als seine eigene“ durchleben mußte, unsichtbar, eingeschlossen, noch mehr ins Innere zurückgeworfen, zwischen messianischer Schwermut und letzter Zuversicht, die atemlosen Reihen aller Wünsche und Würfe ganz in den Geist verlegt —: Zog auch die Geschichte des Deutschen von Pol zu Pol, sichtbarer und tönender, und nicht weniger heillos —: Von erster wandernder und karlovingischer Weltbegierde empor zur wahren Himmelslust der Gotik, hinab ins Gemisch der Religionsmordsucht hinauf zu blumenhafter Romantik, und wieder begraben unter eiserner Politik. Maßloses Volk, das um seiner Besten willen groß ist: sein Reich ist von der Welt der Musik. Hier findet es sein Maß! Und wird der Deutsche nicht genau in dem Grade unfähiger und ohnmächtiger, je weiter er sich von der Musik entfernt, bis zum entgegengesetzten Ende der Politik?

Der Jude ist gleichfalls ein Mensch der Musik, der Zeitkunst: Ein Mensch des Werdens, des Ganges, der Zeit, — raumlos. Im Jüdischen Theater sah ich es neu bestätigt: Wie mit unerhörter Spannkraft Seele auf Seele unmittelbar eingestellt war, rhythmisch ineinander ging, und jedes Wort sich mit dem des anderen zur Fuge verschlang. In das Drama mischte sich das Melos auf die verschiedenste Art: Eine Gruppe oder eine einzelne Stimme sang aus der Nähe oder Ferne, der Wortwechsel folgte ihrem Takt, selbst das Murmeln des Gebetes oder einer Nebenunterhaltung war als Begleitung der sprechenden Hauptpersonen vertont. Weniger ausgefüllt aber: alles Räumliche der Bühne. Die Gebärden und Bewegungen schnitten linear hindurch, das Spiel übersprang gewissermaßen die dritte Dimension, von der zweiten zur vierten. Im Höchstdimensionalen waren sie daheim, doch eine sonderbare Ungeschicklichkeit kam manchmal zum Vorschein, wenn sie auf eine Sache zuschritten oder einen Gegenstand in die Hand nahmen.

Auch der Deutsche ist unplastisch, und seine Sehnsucht nach Griechentum bestätigt es, und seine Abneigung gegen Judentum ist wieder Unzufriedenheit mit sich selbst. Freilich auch mit dem wirklichen Juden. Denn schwer wird die Wiederholung einer Eigenschaft beim Anderen ertragen —. Feindliche Brüder in der Ortlosigkeit ihres Suchens! der eine wird von der immer aufgesuchten inneren Mitte immer neu aufbrechen, der Deutsche von der äußeren Mitte seines Reiches hin und hergerissen doch einen inneren Weg immer weiter verfolgen. Und dort wo Brüder sich versöhnen, schauen sie sich und den Zusammenhang der Welt tiefer als zuvor.

Dann wieder unterscheidet sie viel, — zwei für das Leben der Welt notwendige Substanzen. Aber diese Dichtung in einer geliebten Sprache ist wie eine Freundschaft.

III

Es ist nicht zufällig, daß der Jude an der realistischen Bewegung epigonenhafter, weit geringer beteiligt war als an der neuen. Die jüngere Generation schlug geistige Richtungen ein, mit denen sein Wesen zusammentraf, um spirituelle Dichtung zu werden.

Aber es widerspricht diesem Wesen nicht, daß sein Verhältnis zum Körperlichen und Gegenständlichen sich immer erneuern muß. Die Kunst allgemein geht in eine frische Vermählung mit den Dingen, nicht naturalistisch sondern mythisch.

Aber nur die Zeit, die auch zum Körper Beziehung hat, erhält den Mythos. In ihm wird das Göttliche körperlich, das Körperliche göttlich. Gott gedenkt der lebenden Gestalt, der Menschengestalt, und durchdringt sie in Verwandlung. Empfänglich dafür ist nur ein Mensch, der auch selbst wieder seiner Gestalt gedenkt.

Sie wird unserem Leben bewußter. Und die Dichtung verläßt ihr letztes Symbol einer kantigen, um sich selbst sich drehenden Intellektualität. Die große Stadt sieht sich im Walde stehn, umrauscht, das große Ghetto, in dem nur der halbe Mensch frei lebte. Der Geist regte sich da beliebig und schärfte seine äußersten Spitzen. Aber die fühlende Hand lag eher brach, die Kräfte des Blutes hungerten.

Aus den halben Zeugungskräften, aus der Selbstwollust des Willens entstehen „unechte Zeugungen“, wie man die Gespenster benannt hat. Und nicht jeder weiß: wann er selbst in solchem Wüstenkreise wirkte. Manche Tat (maskiertes Programm) und manches Gedicht geistern dort verweht umher. Zahlreich hängen die Verirrten an den Dornen, dahin sie als allzu eifrige Teilnehmer am neuen Zug gerieten.

Andere aber entdecken im Bau ihrer Jugend eine Schicht, zugeschüttet von einem Feuerberg. Sie waren empfänglich aus der Landschaft in den großen städtischen Ausbruch der Intellektualität gekommen und wurden von vielen Blitzen und vielem Rauch geblendet, gerissen in den erstarrenden Schlackenstrom. Sie fühlen, daß sie hindurch gelangt sind. Sie atmen gut, wie Menschen, die keine wesentliche Last verwerfen; die nicht nur ihren Druck sondern auch ihre Notwendigkeit in sich aufnehmen.

Die auf die Spitze getriebene Zeit und ihr bewohntester Ort mußten einmal sein. Der Jude vor allem konnte sie nicht umgehen. Das will ihn nun desto stärker weiterrücken. Eine neue Stadt erglänzt in der Dichtung, ihre Mauern Wellen, weithin alle zu verbinden; ihre Blüte aus der Nacktheit der Erde und der Leibhaftigkeit des Menschen. Nur mit der Teilnahme des vollen Seins sind auch die Welten des Geistes zu verwirklichen! Grund und Ziel schlagen zusammen. Und wie im Macbeth der Wald von Dunsinane vorrückt, kommt freudig und drohend die Landschaft zur Stadt heran, Zweige, vom Geist getragen, Kreaturgetühl mischt sich in das Straßentum des Willens.

Das jüdische Verlangen nach Einheit hat die Stadt mit ihren Gleichformtrieben mitgebaut. Sie enthüllt sich als Stätte der Einseitigkeit. Das ist die falsche Einheit. Sie kommt, wenn die hohe Aufgabe zu leicht gestellt wird. Der Umkreis dessen, was der hier herrschende ungeistige Kopf einbezieht, ergibt nur die punkthafte Einheit dieses Kopfes. Wer die Welt ahnt, wird nicht weniger als diese ganze zur Einheit zu bringen sich mühen. Er sieht von keinem Stoffe ab, — bis er von allem absehen kann.

Dies gerade leistet der Bewohner dieser Zeit nicht. Zu billig ist in ihm das Übergewicht des vom Zweck bestimmten Willens. Im Juden ist dies nicht die sogenannte Bewußtheit: Denn diese bedeutet nur schärferes Wissen um die Mitterschaft des Menschen mitten zwischen leblosen und göttlichen Dingen, gleichend einem Auge im Innern. Doch der Willensmensch, der sich vom Zweck zusammensetzen läßt, ist ein gottloses Mittelding. Für ihn gibt es keine Einheit, auch die menschlichste nicht, die Einfachheit. Er entzieht sich der Seite des Schicksals. Sein Gegenteil der Baum, der den Sturm an Ort und Stelle erwarten muß, ist ganz körperliches Schicksal; und der Mensch wird so nicht erfüllt. Aber er darf auch nicht, entzogen den Griffen der Notwendigkeit, mit Willen sich unsichtbar machen — statt aus dem Geist sichtbar zu werden.

In den Knien der Epoche wartet, nach dem ersten irren Falle, vielleicht ein großer Sprung. Auch der Jude wird eine neue Gestalt gewinnen. Sein Auftreten im Aufruhr der Gegenwart, Leben, Tod und Dichtung, kündigt sie schon an.

Sie wird nur noch entschiedener seine spirituelle Sendung zu erkennen geben. So aber wird sie nicht nur deshalb wirken, weil dies Wesen sich in ihr wie für die Ewigkeit verstärkt, sondern auch weil die Gestalt, die es trägt, an Eigenschaften, es zu tragen und es auszudrücken, wachsen wird.

Viele wünschen sich neuen Boden. Herrlicher ist die Unabhängigkeit einer neuen jüdischen Gestalt. Der Boden kann verloren gehen, das Geschick kann sich wütend immer wiederholen, weil man es nicht erkennt, ewige Zerstreung, — Jerusalem kann wieder zerstört werden: die schwebende Sendung nicht.

Sie fühlt grenzenlos durch Länder hindurch die unverwehrte Welt, die Gott gehört und ihre Bewohner von ihm erlangt.